

**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch  
**Band:** 64 (1944)

**Artikel:** Erinnerungen an Alt-Hottingen  
**Autor:** Staub, Walther  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-985479>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 08.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Erinnerungen an Alt-Hottingen.

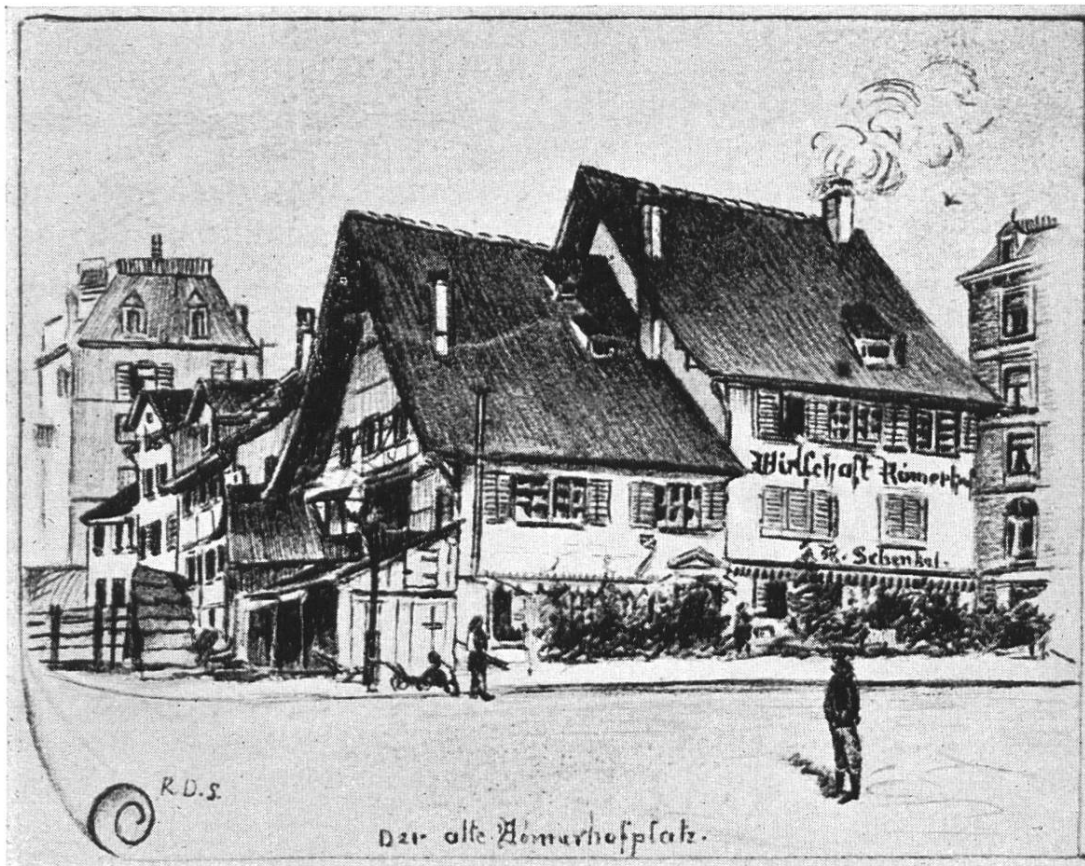
Von Walther Staub, alt Kirchenratssekretär.

---

### 1. „d'Usgmeind Hottinge“.

Schon mehr denn fünfzig Jahre sind ins Land gegangen, seit Hottingen mit einer Anzahl anderer „Ausgemeinden“ der Stadt Zürich eingemeindet wurde. Seither hat die Stadt, der es in ihren Grenzen zu eng geworden, sich mächtig gereckt und gestreckt, hat ringsum, wo freies Bauland war, ihre Geschäfts- und Miethäuser hingestellt, hat ganze neue Quartiere erstehen lassen und ist immer höher an den Hängen des Zürichbergs hinaufgeklettert, die sie mit ihren Villen überbaute.

Bei der regen Bautätigkeit, die sich, mit den Jahren zunehmend, entfaltete, ist es nicht zu verwundern, wenn von dem alten Hottingen, wie es in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ausah, damals noch halb Vorstadt, halb Bauerngemeinde, wenig mehr übriggeblieben ist. Die behäbigen Bauernhäuser, die nicht bloß an der Peripherie — im Adlisberg, im Dolder und Spiegelhof —, sondern auch in den innern Gemeindeteilen nach der Stadt hin bis zum Steinwiesplatz zu finden waren, sind bis auf geringe Überreste vom Erdboden verschwunden und das dazu gehörige Land ist parzelliert und überbaut worden. Nicht minder haben die Kleinbürgerhäuser und alten Winkel zum großen Teil den Forderungen einer veränderten Zeit Platz machen müssen. So erst in den lektvergangenen Jahren die malerischen, wenn auch nachgerade etwas verwahrlosten und verfallenen Riegelbauten an der



Klosbachstraße beim Römerhof oder die alte Wirtschaft zum „Sonneneck“ am Gottingerplatz, die Geburtsstätte des „Lesezirkels Göttingen“, oder eine Reihe heimeliger Häuser an dem einst so stillen Beltweg, die erst kürzlich modernen, vielstöckigen Miethäusern gewichen sind. Von den schon seit langem aus dem Gemeindebild entschwundenen charakteristischen Bauten seien aufs Geratewohl einige herausgehoben, die mir in eindrucklicher Erinnerung geblieben sind: am Eingang der Gottingerstraße beim Heimplatz, das vielleicht weniger durch seine Bauart, als durch seine Lage im schattenden Grün ausgezeichnete herrschaftliche Meyer-Brennersche Haus, gegen die Wolfsbachstraße gelegen, und gegenüber auf der andern Seite das originelle „Steinhaus“, zu dem man durch eine Treppe auf einen gepflästerten Hof hinunterstieg. Dazu sei genannt das heimelige Riegelhaus, das dem jetzigen Kreisgebäude 7 gegenüberlag, umgeben von einem wohlgepflegten Bauerngarten, in dem altmodische Blumen aller Art blühten. Außen an der Mauer war ein laufender Brunnen, an dem die Nachbarn, auch als die

Wasserleitung bereits in den Wohnungen eingerichtet war, im heißen Sommer gerne ihre Krüge füllen kamen, um frisches, kühles Trinkwasser zu haben.

Mag viel Altes gestürzt und an seiner Stelle Neues entstanden sein, so begegnet doch der aufmerksame Beobachter auf Schritt und Tritt inmitten der Neubauten reichlichen Zeugen früherer Tage, die von dem alten Hottingen eine Vorstellung zu geben vermögen. So weithin an der Plattenstraße, so am Beltweg, der trotz dem Einbruch der neuen Architektur, von den Escherhäusern bis zum Kreuzplatz, auf weite Strecken sein ursprüngliches Gepräge beibehalten hat, und an der in ihn einmündenden Gemeindefstraße, der frühern Talstraße, die umbenannt wurde, um Verwechslungen mit der Talgasse in der Altstadt zu vermeiden. Aus der ältern Zeit stehen da neben mehreren stattlichen Bauten (Gemeindefstraße Nr. 4 und 12) einige heimelige kleinere Häuser mit vorgelagertem Gärtchen (Nr. 17 und 19). Die alte Apotheke ist wohl schon seit sechzig oder mehr Jahren im Besitz der Familie Hauser, die sie nach dem frühzeitigen Tode von Apotheker Wernle, dem Vater des bekannten Kirchenhistorikers und der Inhaberinnen der Drogerie Wernle an der Augustinergasse, übernommen. Als recht alten Gemeindeteil weisen sich durch ihre Bauart gewisse Häusergruppen an der untern Hoffstraße und am Baschligplatz aus. Da finden wir auch an einem Hause (Asylstraße Nr. 4) über der Tür noch die Jahreszahl 1688. Ein ehrwürdiges Alter mag auch den winkligen Häusern am untern, westlichen Teil des Hottingerplatzes (des frühern Gemeindehausplatzes) zukommen. In ihrer Mitte erhob sich, wie ich mich noch wohl erinnere, das Gemeindehaus, ein nüchterner hochgiebliger Bau, der gerne als Objekt für Feuerwehrrübungen benützt wurde, indem die „Flöchner“ ihre Leitern an den Fenstergesimsen einhängten und fingierte Rettungsversuche mit allerhand Hausrat und gelegentlich auch mit herumstehenden neugierigen Schulkindern vornahmen. Aus dem hochgelegenen Siebelfenster bestiegen etwa einmal Seiltänzer das hohe Seil, das auf den Platz hinunter gespannt war. Vornehme Anlagen aus frühern Zeiten sind das jetzt durch Schenkung in öffentlichen Besitz übergegangene prächtige Artergut an der Klosbachstraße, sowie der würdig-schlichte Bau des Altersasyls zum „Wäldli“ an der Asylstraße, dessen Baumbestand noch reicher war, ehe der archi-

tektonisch nicht ebenbürtige Neubau an der obern Gottingerstraße errichtet wurde. Besonders sei noch hingewiesen auf das jetzige Kreisgebäude, das viele Jahre als Primarschulhaus diente. Mit seinen dorischen Säulen über der Freitreppe auf dem von alten Kastanienbäumen umsäumten Platz hat es sich als Nachklang der klassizistischen Richtung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach außen unverändert erhalten. Nicht weit davon entfernt, an der Ecke Dolderstraße-Asylstraße, steht die einstmalige Gottinger Post, ein unscheinbares, verwinkeltes Gebäude, dem man seine frühere Bestimmung kaum ansähe. Einige schmale Tritte, die außen von der Hausecke ansteigen, führten durch die niedrige Tür direkt in das kleine, enge Postbureau, in dem die Briefe und Pakete aus dem weitem Umkreis des Gemeindeteils entgegengenommen und die Briefmarken (damals noch die gezähnten mit der sitzenden Helvetia) ausgegeben wurden. Die Gottinger Hauptpost, von der aus das erwähnte Bureau als Filiale bedient worden sein wird, befand sich am Kreuzplatz, woran noch der Name der Wirtschaft zur „Alten Post“ erinnert. — Meine ersten Umwelt-erinnerungen haften am Gottingerplatz. Das Haus, in dem ich aufwuchs, steht noch heute, umgebaut und um ein Stockwerk erhöht. In den ersten Jahren, da wir dort wohnten, stieß es noch nicht unmittelbar an den öffentlichen Platz. Es war davor ein mit alten Bäumen bestandener Hof und unter den Bäumen ein Ziehbrunnen, der in Gebrauch war, bis das Wasser in die Häuser geleitet wurde. Aus dem Brunnen füllten die Mägde jeden Morgen die Kupfergellen, um sie auf dem Kopf balancierend in die Küche zu tragen. Von der Wohnstube aus ging der Blick über den Platz auf einen großen Rebberg, dessen höchsten Punkt, über den nunmehr die Wilfriedstraße führt, ein schmuckes Rebhäuschen krönte. Hinter dem Rebhügel war etwas von den parkähnlichen Anlagen des Fierzen-Gutes zum „Sonnenbühl“, sowie der Bau der jetzigen „Johann-Heinrich-Ernst-Stiftung“ sichtbar. Die Gottingerstraße war anfangs der siebziger Jahre angelegt worden, wobei der Wolfbach, der aus dem Doldertobel kommend noch offen dahinfloß, eingedeckt wurde. Sein Gedächtnis lebt weiter im Namen der Wolfbachstraße. Sie hat, bevor die neue Straße gebaut wurde, dem Bach entlang führend die Verbindung zwischen der Stadt und Gottingen hergestellt. Die beiden Seiten der neuen Verkehrs-



straße wurden bald mit Häusern umsäumt. Eines derselben, nahe dem Steinwiesplatz, wurde von den jungen Eheleuten Professor Albert Heim und Dr. med. Marie Heim-Vögtlin erbaut und viele Jahre bewohnt (Hottingerstraße Nr. 27). Im allgemeinen scheint die Bautätigkeit in der Gemeinde zunächst noch keine bedeutende gewesen zu sein und das Bauland noch wenig begehrt. An der Asylstraße bergwärts wurde eine Kolonie von kleinen Arbeiterhäusern angelegt, „Aktienhäuser“ genannt. Im Schülermund verwandelte sich der unverstandene Name in „d'Abziehhüsli“, nach Analogie der damals beliebten „Abziehbildli“. Die aufstrebende Gemeinde wollte auch ihr Casino haben. Es war ein wenig repräsentativer Bau, der an die Gemeindefstraße (Nr. 32) zu stehen kam. Heute ist er zum Versammlungsraum der Neuapostolischen Gemeinde umgewandelt. Nur noch der Name Casinostraße erinnert an seine einstige Bestimmung. Mehr als das Casino, das wohl im Gemeindeleben nie eine bedeutsame Rolle gespielt hat, entsprach der Schulhausbau, der um die nämliche Zeit an die Hand genommen wurde, einem dringenden Bedürfnis.

## 2. Schule, Lehrer und Schüler.

Die Schulverhältnisse waren um die Mitte des achten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts noch denkbar einfache. Aus der ganzen Gemeinde fanden sich die Schüler in dem erwähnten alten Schulhaus, dem jetzigen Kreisgebäude, zusammen, das sechs Lehrzimmer umfaßte. Damals gab es nur die Primarschule. Eine eigene Sekundarschule erhielt Hottingen erst 1881. Die sechs Primarklassen wurden von je einem Lehrer unterrichtet. Ich sehe sie deutlich vor mir, die Herren Müller, Girsberger, Knobel, Hofmann, Weiß und Gyr, würdige Schulmeister, zum Teil schon graue Häupter, wohl ausnahmslos aus der Schule des Thomas Scherr, dessen Lehrbücher auch noch in sämtlichen Klassen in Gebrauch waren. Bei dem starken Wachstum der Gemeinde hatten die Lehrer in ihren großen Abteilungen sicher ein tüchtiges Maß von Arbeit zu bewältigen. Neben ihren Klassen waren ihnen nach den Bestimmungen des Zürcher Schulgesetzes an zwei für uns schulfreien Vormittagen noch die „Ergänzungs-“ oder „Repetierschüler“ („Rebidierschüler“, wie sie im Hottinger Schülerjargon hießen) zugeteilt. Diese



Dorfpartie an der Rühgasse, der heutigen Hofstraße  
Von H. Hintermeister, 1931

aus der sechsklassigen Primarschule entlassenen Zwölf- bis Fünfzehnjährigen waren wohl noch schwerer zu handhaben als die regulären unter der täglichen Autorität des Lehrers stehenden Schüler. Und wir verwunderten uns nicht, wenn wir gelegentlich im Schulhaus Zeugen wurden einer exemplarischen Bestrafung, die mit dem Stock einerseits und Geschrei anderseits an einem der „Großen“ vorgenommen wurde. Doch war das nur ultima ratio und nicht die Regel. Soweit ich mit den guten alten Herren in persönliche Beziehung getreten bin, bleibt mir rückblickend der Eindruck, daß unter ihnen bewährte, treffliche Pädagogen gewesen sein müssen. Von der Mitte des Jahrzehnts an scheinen zur Entlastung der sechs Lehrer in rascher Folge weitere Lehrkräfte eingestellt worden zu sein. Zuerst als siebenter Herr Karl Biegler, ein Mann voll jugendlichen Feuers, der die Schüler vorzüglich anzuregen verstand. Nach wenigen Jahren wurde er an die Höhere Töchter Schule an der Kirchgasse berufen und fand im Sommer 1887 bei einer Tour auf die Jungfrau mit zwei Söhnen von Seminardirektor Wettstein und andern Lehrern einen frühen Tod. Mit seiner Wahl an die Hottinger Schule wurde folgerichtig das Einklassensystem aufgehoben. Er wurde mit seiner Abteilung vorläufig im großen Singaal oben im Schulhaus untergebracht, bis dann im Sommer 1878 das neue Schulhaus — das nördliche der beiden Algenschulhäuser — eröffnet werden konnte. Die festliche Einweihung des neuerstellten Baues wurde unter freudiger Beteiligung der Gemeinde mit einem Jugendfest und einem Schülerumzug durch die mit Fahnen und Flaggen geschmückten und mit Girlanden reichlich bekränzten Straßen der Gemeinde begangen und mit einer Speisung der Schüler (mit Erbsuppe und Bratwurst!) im neuerbauten Casino Hottingen beschlossen. Ich erinnere mich lebhaft, wie feierlich mir tags darauf zu Mute war in dem hellen schönen Schulzimmer, in dem alles noch nach frischer Farbe roch. Ich fühlte mich darum fast beleidigt, als ich in der Pause hören mußte, wie ein Schulpfleger, der zu sehen gekommen war wie der Umzug vonstatten gegangen, auf die Frage, was die Schüler zu dem neuen Schulhaus gesagt hätten, vom Lehrer die trockene Antwort erhielt: „Ä was, die sind inetramplet wie-n-e Herd Schaf“. Dem neuen Haus stand nun auch ein neuer Abwart, Herr Blatter, vor, der, wie recht und billig, auf straffe Zucht und Ordnung hielt. Ich



glaube fast, daß wir zuerst den heimeligen alten Abwart Muster mit seinem Matrosenbärtchen und in seiner blauen Schürze ein wenig vermißten, der in den alten Räumen väterlich gewaltet hatte und dem wir gelegentlich in den Ferien helfen durften, die Schulbänke und Tintengeschirre auf den Schulbeginn zu reinigen, nicht eben zur Freude der Eltern, wenn wir dann mit schwarzen Händen und Tintenflecken an den Kleidern nach Hause kamen. Eines andern Mannes muß ich in diesem Zusammenhang gedenken, der wohl bei den Abwärtsleuten eingemietet war und sich nur selten in den Gängen des Schulhauses zeigte. Das Männchen hatte in Wesen und Kleidung etwas Absonderliches und wir betrachteten den Sonderling mit einem scheuen Respekt. Seinen Namen habe ich nie vernommen. Wir Schüler nannten ihn, ich weiß nicht weshalb, „de Sternegugger“. Was er trieb und ob er mit Astronomie irgend etwas zu tun hatte, ist mir nicht bekannt. — Daß die Hottinger Jugend auch sonst in der Namengebung erfinderisch und nicht eben schüchtern war, mußte ein Geschäftsmann namens Abraham Maier erfahren, der eines schönen Tages unten im alten Gemeindehaus eine Obst- und Gemüsehandlung eröffnete. Da er nebenbei auch Artikel feil hatte, die uns Schüler besonders interessieren konnten, wie Griffel und Schiefertafeln, aber auch Spielsachen, wie Kreisel und Lehmkugeln, war er bei uns bald eine bekannte Persönlichkeit. Man kaufte seine „Surri“ und „Ehlüre“ gerne bei ihm. Aber im Schülermund hieß die Firma nicht, wie sich's gehörte, Abraham Maier, sondern kurzweg „de Schwindelmaier“. Wer den Übernamen aufbrachte, wäre schon damals kaum zu ermitteln gewesen. Er war einfach da. Und bald war er so gäng und gäbe, daß wohl die wenigsten mehr daran dachten, es möchte nicht der richtige sein. Man erzählte sich, daß ein kleiner Schulbube, der mit seinem Vater über die Straße ging und dem Herrn Maier begegnete, mit dem Finger auf ihn gezeigt und in ahnungsloser Unschuld gerufen habe: „Lueg, Vater, das ischt jek de Schwindelmaier“, worauf er von diesem eine sicherlich unverdiente Ohrfeige erhalten habe. — In jenen Jahren war von dem deutschen Pädagogen von Beust an der Merkurstraße (Nr. 30) eine Privatschule eröffnet worden. Die „Beustelianer“ wurden von den Volksschülern als „Herrensöhnchen“ scheel angesehen und es kam nicht selten zu Anrempelungen und Raufereien, die dann

wieder zu Beschwerden bei der Lehrerschaft, zu hochnotpeinlichen Untersuchungen und zur Bestrafung der Missetäter führten. Es mag ja in jenen Kämpfen nicht immer ritterlich zugegangen sein. Noch lebhaft steht mir eine Szene vor Augen, wie einer meiner Mitschüler seinem unversehens an der Ecke auftauchenden Gegner nachsetzte und, als er ihn eingeholt und gestellt hatte, eilig seinen Halbschuh auszog, den er als Schlagwaffe gebrauchte. Klassenkampf im Kleinen! — Ähnliche „Kampfspiele“ wurden übrigens zu Zeiten auch zwischen Hottingern und Riesbächlern ausgetragen.

### 3. Jugendspiele und festliche Tage.

Daneben hatte die Hottinger Jugend auch ihre friedlicheren Spiele. Bei dem noch wenig entwickelten Verkehr, der selten Droschken und andere Fuhrwerke brachte und Fußgänger in größerer Zahl nur um die Mittags- und Abendzeit nach Geschäftsschluß, konnte die Jugend ziemlich ungestört für ihre Spiele im Freien über Straßen und Plätze verfügen.

Besonders beliebt bei den Buben war das Ballspiel. Dafür stellten sich zwei Parteien von einem halben Duzend oder mehr Teilnehmern auf einem geräumigen Platze einander gegenüber auf. Mit dem „Bengel“, einem runden Holz, etwa dem Ende eines alten Besenstiels (breite, schaufelförmige Schläger waren verpönt), wurde der kleine Ball geschlagen. Stilgerecht war der Ball mit dicker Kautschukwand und kleinem Hohlraum („e halbgfüllti“ Balle), der von einem guten Spieler in beträchtliche Höhe und weite Entfernung über den Platz geschlagen wurde. Der Ball mußte von der Gegenpartei entweder im Flug aufgefangen oder rasch am Boden aufgelesen werden. Der, welcher ihn geschlagen, hatte zu dem bei der gegnerischen Partei gelegenen „Ziel“ und wieder zurück zu laufen. Wurde er unterwegs vom Ball getroffen, so kam diese zum Schlag. Andernfalls durfte die erste Partei weiterfahren. — Auch das Kugelspiel, das „Spicke“, hatte seine ganz bestimmten Regeln. Dafür wurden „Ehlüre“ verwendet, die mattgetönten Marmeln aus gebranntem Lehm oder auch die kostbareren bunten Glas- oder Achatkugeln, die je nachdem zehn oder mehr Lehmkugeln „galten“. Zum Spiel gehörte außerdem eine große Kugel, die „Bumm“ (bevorzugt wurde die schwere „Tsebumm“),

womit dann an einem geeigneten Mäuerchen, wodurch das Trottoir am innern Rande begrenzt war, „angeschlagen“ wurde, um im Rückprall das Ries zu treffen. Der gute Spieler verstand es, durch „Schräggle“, d. h. durch eine Art von Billardschuß, das Ries zu treffen und zu sprengen. Wer nicht traf, hatte eine oder zwei „Ehlüre“ nachzusetzen, so daß das Ries oft „fett“ werden und einen stattlichen Umfang annehmen konnte zur Freude des endlichen Gewinners. Nicht gering war der Stolz des Spielers, der nach beendigtem Spiel mit einem dicken Sack voll „Ehlüre“ klimpern konnte. Freilich war auch die Empörung gewaltig, wenn gelegentlich einmal ein großer Schüler, der dabeigestanden und zugeschaut hatte, mit raschem Griff ins Ries fuhr und mit dem Ruf „Bodezeis!“ eine Handvoll „Ehlüre“ an sich nahm und damit das Weite suchte. — Nicht minder erfreute sich großer Beliebtheit der „Surri“, ein aus Holz gedrechselter Kreisel, der mit einer an einem Stecken befestigten Schnur angedreht und mit der Peitsche im Gang erhalten wurde. Gerne bemalte man ihn auf der runden Fläche und freute sich der im Drehen entstehenden Farbenwirkungen. Es mag ein lustiges Bild gewesen sein, wenn ganze Scharen von Buben und Mädchen sich dem Spiel mit selbstvergessenem Eifer hingaben und ihre „Surri“ manchmal in weitem Sprung kreuz und quer über den Platz jagten. — Natürlich gehörte zu einem rechten Buben ein Paar Stelzen, worauf er durch die Straßen und über die Plätze stolzieren und allerhand Kunststücke ausführen konnte, wie das Treppensteigen oder das Hüpfen auf einer Stelze, während die andere geschultert oder als „Mühlrad“ gedreht wurde. — Die meisten dieser Spiele hatten ihre bestimmten Zeiten im Jahr, da sie bei der Schuljugend im Schwange gingen, und es verstieß gegen den guten Ton, sie „unzeitgemäß“ zu betreiben. Das gilt vor allem vom „Klappern“, das schier epidemisch im Frühjahr auftrat, eine Art primitiven Ersatzes für die Basler Trommelkonzerte. Das Klappern mag den Ohren der Erwachsenen weniger angenehm eingegangen sein als denen der Jungen. Aber schön war's halt doch! Das aus Hartholz geschnitzte und mit halbrunden Einschnitten für die Finger versehene Paar „Klappern“ wurde in der Weise gebraucht, daß die eine zwischen Zeigefinger und Mittelfinger unbeweglich festgeklemmt und die andere zwischen Mittelfinger und Goldfinger lose gehalten und durch

Schwingen der Hand gegen jene angeschlagen wurde. Die Geübten brachten es fertig, mit ihren „Klappern“ ganze Märsche zu trommeln.

Von den eigentlichen „Saisonspielen“ sei noch des Schlitteln und des Schlittschuhlaufens gedacht. Geschlittelt wurde mit Vorliebe an der Schönbühlstraße und an der obern Steinwiesstraße (damals noch Rosengasse geheißten), die beide ein eben rechtes Gefälle hatten. Wenn frischer Schnee gefallen war, gab es bald recht lebhaften Betrieb, und die Schlittbahn war nach ein paar Tagen Gebrauchs so prächtig gebahnt, daß in der Mitte das blanke Eis hervorschaute. Auch die Schlittschuhe wurden fleißig gebraucht. Häufig neben den Schlitten auf der vereisten Schlittbahn oder auch einfach auf der überschnitten gefrorenen Straße. Als richtiges Eisfeld in der Gemeinde diente der nun verschwundene Feuerweiher im Doldertöbeli, durch das damals freilich nur ein kaum recht unterhaltener Fußweg dem Bach entlang führte. In den seither angelegten Anlagen läßt ein dreieckiger Rasenplatz noch erraten, wo der Weiher gelegen hatte. Es war eine Seltenheit und besondere Vergünstigung, wenn wir Jungen einmal, sei es mit der Bahn, sei es zu Fuß, nach Örlikon gehen durften, wo — noch auf Jahre hinaus — das einzige künstliche und gutunterhaltene Eisfeld in der Umgebung der Stadt zu finden war. Eine ganz einzigartige Freude brachte der strenge Winter von 1879 auf 1880, wo der gefrorene See eine weite und viel besuchte Eisfläche bot. Übrigens nahm, wie das bald als unsportlich empfundene Schlittschuhlaufen auf der Straße, so auch das Schlitteln mit der Entlassung aus der Primarschule ein endgültiges Ende. Erst eine spätere Zeit hat den Schlitten auch für den Erwachsenen wieder sportfähig erklärt.

Als Gegenstück sei noch kurz des sommerlichen Badens erwähnt. Das führte die Hottinger Buben in die Riesbacher Badeanstalt. Diese befand sich etwa fünfzig Meter landeinwärts von der „Klausstud“, die heute, nach der Auffüllung des Sees, in den Anlagen am Utoquai steht und den Besuchern der Landesausstellung als kleiner Nachbar des Schwebebahnturms wohlbekannt ist. Damals stand die ehrwürdige Säule noch im Wasser und die Badenden nahmen sie zum Ziel ihrer Schwimmkünste oder wateten bei niedrigem Wasserstand zu ihr hinaus.



Schließlich mögen noch einige Feste genannt sein, die jedes Jahr die Herzen der Schuljugend höher schlagen ließen. Da war die Fastnacht, die in den Außengemeinden wie auf dem Lande noch eifrig gefeiert wurde mit Maskengehen und Höhenfeuern. Gelegentlich einmal wurden auch größere kostümierte Umzüge veranstaltet, dies besonders von den Riesbachern. In der Stadt war auf den Straßen von der Fastnacht nichts zu bemerken, so wenig als in den Ausgemeinden vom Sechseläuten. Beide schieden sich streng darin. Die Neuzünfte bestanden noch nicht und man bekam in der Ausgemeinde am Sechseläuten keine Kostümierten zu sehen. Um so mehr pilgerte man in hellen Scharen nach der Altstadt, um den Sechseläutenumzug zu bestaunen, der freilich ein reicheres und vornehmeres Bild bot als die etwas bäuerlichen Fastnachtumzüge. In Hottingen war es hauptsächlich die Jungmannschaft, die ihre meist einfachen, in einem Laden billig erstandenen oder zu Hause gefertigten Kostüme hervorholte, um sich als „Böögge“ darin auf der Straße zu tollen. Das primitivste war das des „Bläzliböögg“, der sich in einem aus verschiedenfarbigen Tuchresten unregelmäßig zusammengenähten Gewand zeigte, das auf irgendwelche ästhetische Würdigung keinen Anspruch erheben durfte. Um den erforderlichen Betrieb zu machen, versahen sich die „Böögge“ mit einer „Säublatere“, einer mit Luft prall gefüllten Schweinsblase, die der Metzger bereitwillig lieferte. Sie wurde mit einer langen Schnur an einem Stecken befestigt und verursachte einen dumpfen, dröhnenden Schall, wenn die Maskierten sich gegenseitig damit prügeln oder auch einen harmlosen Passanten schlugen. Für die Beschaffung von Holz zum Fastnachtfeuer oder von Feuerwerk wurde Geld eingesammelt. Zu dem Behuf trugen manche „Bööggen“ ein Rässeli bei sich, das sie schüttelten, daß die Baken darin sprangen, und das sie den Vorübergehenden hinhielten mit der in Füstelstimme gesprochenen Einladung: „hu, bäk bäk! hu, bäk bäk!“. Abends brannten dann auf den Höhen die Feuer. Sie sind erst allmählich in Abgang gekommen, seit es üblich wurde, den Geburtstag der Eidgenossenschaft mit dem Augustfeuer zu feiern. — Ein alter Brauch wird auch dem „Silvestern“ zu Grunde gelegen haben, wobei sich die Jugend in aller Morgenfrühe mit Lärminstrumenten auf der Straße herumtrieb und die Schläfer weckte mit dem Ruf: „Silwäschter, Silwäschter, stand uf!“.



war es noch der Morgen des Silvestertages, des 31. Dezembers. Der Brauch ist seither auf den „Schulsylvester“, auf den letzten Schultag vor den Weihnachtsferien, verlegt und durch den Einfluß der Schule etwas zivilisiert worden. — Nicht vergessen sei endlich die „Kilbi“, die Neumünster-Kirchweih, die in den August fiel. Auch Gottingen hatte seinen reichen Anteil an den damit verbundenen weltlichen Freuden. Auf dem Gottingerplatz war jedes Jahr eine Anzahl von „Reitschulen“ und andern Vergnügungsinstituten wie Schießbuden und Rasperlitheater aufgestellt, die mit ihrem ohrenbetäubenden Lärm sicher der Schuljugend größere Freude bereiteten als den Erwachsenen der anstoßenden Häuser.

#### 4. Allerlei Berufsleute.

Natürlich mangelte es nicht an Geschäften, in denen der tägliche Bedarf für Leib und Leben eingekauft wurde, noch an tüchtigen Handwerkern, durch die man die notwendigen Arbeiten besorgen lassen konnte. Zwar war es allgemein üblich, für die richtigen „Einkäufe“ in die Stadt zu gehen, wo man fand, was in den noch mehr ländlichen Verhältnissen der Außengemeinde nicht erhältlich war, und wo man die reichere Auswahl hatte. Doch für die gewöhnlichen Alltagsbedürfnisse brauchte man nicht in die Ferne zu schweifen. Da war am Baschligplatz (Plattenstraße 92) der Bazar Gehrig, in dem es heimelig nach hundert verschiedenen Dingen roch. Außer Spezereien und andern Lebensmitteln, außer Bündhölzern und Kerzen (es waren noch Schwefelzündhölzer und Unschlittkerzen) und allem sonstigen Haushaltbedarf waren sogar noch Briefmarken zu haben, und die jungen Sammler konnten hier ihre bescheidenen Bestände für wenig Geld mit in- und ausländischen „Seltenheiten“ ergänzen. — Am Gottingerplatz hielt in einem kleinen Vorbau seines Hauses der Bäcker Fehr, ein Mann mit stattlichem Schnurrbart und aufgestülpten Hemdärmeln, sein treffliches Brot feil. Man verlangte ein „Randbrot“, ein längliches Brot mit glänzender Rinde, oder „es gschränzts“, ein Brot, das in der Mitte der Länge nach geritzt war und an dieser Stelle eine besonders knusperige Rinde hatte. Oder man brachte den Teig für eine Apfelwähe oder auch ein paar große Äpfel, die dann in wahrhaftem Brotteig zu Apfelwecken gebacken wurden.

Kleingebäck oder gar Zuckerbäckerwaren wurden von dem gewöhnlichen Brotbäcker nicht hergestellt. Wer „Ankeweggli“ (zu jener Zeit noch „Feuserweggli“) wollte, mußte sich schon zu Bäcker Fierz neben der alten Post begeben. Der Laden in dem heimeligen alten Haus (Gemeindestraße Nr. 62), wohin man von der Straße durch ein paar Tritte hinuntersteigt, wird noch heute von einer Bäckerei mit Konditorei in Anspruch genommen. In einer andern Bäckerei am Beltweg bekam man als Spezialität „Modelbrötli“. — Metzger Tuggener hatte seine kleine, etwas ländlich anmutende Metzgerei am Steinwiesplatz in unmittelbarer Nachbarschaft des großen Bruppacherschen Bauerngutes. Das Haus, das in hübscher Umrahmung am Türgericht die Jahreszahl der Erbauung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts aufwies, ist vor nicht langer Zeit abgebrochen worden. Nach den damaligen Begriffen moderner eingerichtet war die Metzgerei von Herrn Lienhard, dem Nachfolger von Herrn Ruser, an der Ecke Gemeindestraße-Freiestraße. In einem Schlachtraum zu ebener Erde neben dem Verkaufsladen wurde geschlachtet, und wir Schulbuben schauten etwa im verstohlenen durch die vergitterten und mit einem Drahtgeflecht gegen die Fliegen geschützten Fenster mit leichtem Gruseln zu, wie der Metzgerbursche mit der Rückseite des schweren Beils auf die Stirn des mächtigen Stieres schlug, der dann wankte und taumelte und schließlich schwer hinstürzte, oder wie einem Schwein die Kehle durchgeschnitten und das herausfließende Blut in einem Kübel aufgefangen wurde. Vor dem Metzgerladen stimmte die Schuljugend etwa den nicht sehr tiefsinnigen Vers an: „Heil dir, Helvetia, Blutwürscht und Servela cha me bim Rueser (Lienert) ha“. — Die Milch wurde uns zuerst aus dem Adlisberg und dann eine lange Reihe von Jahren aus dem Dolder geliefert. Das altberühmte Bauernwirthshaus zum Dolder (jetzt durch einen Neubau ersetzt, Dolderstraße Nr. 95) war mit einem ausgedehnten Bauernwesen verbunden. Ich entsinne mich noch der währschafsten Wirtin und Bäuerin Frau Sprüngli, die im blaugeblühten Rattunkleid von bäuerlichem Schnitt nach Art der Wehntalertracht zuweilen selber den zweirädrigen Karren mit der Milchtanse schob. Übrigens gehörten zu dem Gut große Weinberge, in die dann und wann die Kinder und Dienstboten der Kunden zum fröhlichen Wümmet eingeladen wurden.

Außer der Geschäftsleute sei auch noch einiger Gemeindeangestellter Erwähnung getan, die mir aus diesem oder jenem Grunde bleibenden Eindruck hinterlassen haben. Da ist zuerst die mehr anonyme Gestalt des Laternenanzünders, der Abend für Abend, ein flackerndes Lichtlein auf langer Stange, durch die dämmernden Straßen schritt, um an den Gaslaternen, die das Trottoir säumten, der Reihe nach den Gashahn aufzudrehen und sie anzuzünden. Der Mann und seine Tätigkeit hatten für die frühkindliche Phantasie etwas Geheimnisvolles, fast Gespensterhaftes, und die kleinen Augenpaare warteten immer gespannt auf das seltsame Schauspiel. In spätern Jahren war es der Gemeindepolizist, der hagere, sehnige Weibel Widmer, der uns Schulbuben gewaltig imponierte, besonders seit wir einmal Beugen geworden, wie er in den Schulhausanlagen mit einem widerspenstigen Vaganten kurzerhand fertig geworden, indem er ihn mit einem raschen Schlag unter das Kinn rücklings zu Boden streckte. Mehr persönliche Beziehungen hatten wir zu den beiden Postboten, die das Quartier bedienten, dem schon etwas angegrauten Briefträger Bleuler, der an einem Lederriemen seine „Trucke“ mit den auszutragenden Briefen umhängen hatte, und dem jüngern Packträger Widmer, der den gelben, päcklibeladenen Postwagen vor sich herschob, in der strengen Weihnachts- und Neujahrszeit etwa begleitet von seinem Buben, meinem Schulkameraden, der ihm bei der Arbeit kleine Dienste zu leisten hatte. Die beiden Postboten waren immer willkommene Besucher im Haus und verstanden sich gut mit der Jugend. Weniger gern gesehen war auf der Straße das Erscheinen der „Wegknechte“, wie sie offiziell, oder „Straßebütschi“ (Straßenpuker), wie sie von der Schuljugend allgemein genannt wurden. Sie kamen uns oft ungelegen, wenn wir im Begriffe standen, einen schweren „Dohledeckel“ abzuheben, um einen Ball, der im Spiel hinuntergerollt war, heraufzufischen, oder gar im Winter, wenn sie mit ihren schweren, flachen Sandkörben kamen, um an einer schön vereisten Stelle zu sanden, wo wir schlitteln oder schlittschuhlaufen wollten.

## 5. Feuer und Wasser.

Ich erinnere mich verschiedener Brandfälle in der Gemeinde, die recht erheblichen und bedrohlichen Umfang an-

nahmen. Kein Wunder! Denn die Feuerwehr konnte oft erst spät auf dem Platz erscheinen, um einzugreifen. Der Nachrichtendienst war zu der Zeit, da man vom Telephon noch nichts wußte, umständlich genug. Im „Sprensenbühl“, unten am „Heuel“ (jetzt „Sonnenberg“), war die Alarmkanone aufgestellt. Es mußte, falls das Feuer dort nicht beobachtet wurde, erst durch einen Boten Nachricht gebracht und dann durch Mörsergeschüsse das Feuerwehrkorps aufgeboten werden. Bis dieses erschien, konnte Großfeuer entstehen, gar wenn der Brand in der Nacht ausbrach, wie bei der Feuerwerkfabrik Rüegg an der Ecke Merkurstraße-Minervastraße, oder wenn das Brandobjekt weit abgelegen war, wie das große Bauernhaus im Adlisberg.

Daß Gottingen nicht nur vom Feuer, sondern auch vom Wasser bedroht sein könnte, hätte wohl niemand gedacht, ehe die große Überschwemmung im Jahre 1878 ihre Verheerungen weithin durch die Gemeinde anrichtete. Es war in einem niederschlagsreichen Sommer, da ein Wolkenbruch den Wolfbach im Doldertal und den durch ihn gespeisten Feuerweiher über die Ufer treten ließ, so daß er eines Vormittags unversehens mächtige Wassermassen zu Tal sandte. Den Höhepunkt erreichte die Flut um die Mittagszeit, als Arbeiter und Geschäftsleute aus der Stadt nach Hause unterwegs waren. Bald erwies es sich unmöglich durchzukommen. Das Wasser reichte großen Männern bis an die Hüften. Droschken, wie sie wohl der eine oder andere gemietet hatte, in der Hoffnung, damit trockenen Fußes die Wohnung zu erreichen, schwankten bedenklich unter dem Anprall des improvisierten Stromes und mußten den Kampf aufgeben. Nachmittags, als sich das Wasser verlaufen hatte, bot sich dem Beschauer ein ungewohntes Bild: die Straßen waren mit Schlamm und gewaltigen Steinblöcken überdeckt, die granitenen Randsteine hatten sich von dem Trottoir losgelöst und lagen in Unordnung auf der Straße. Es brauchte Tage, bis von der Feuerwehr und dem zu Hilfe aufgebotenen Militär die Keller und die zu ebener Erde gelegenen Wohnräume vom Schlamm gesäubert und die Straßen einigermaßen instand gestellt waren. Wir Jungen sahen freilich weniger die Unannehmlichkeiten und den angerichteten Schaden, als die interessanten Seiten des außerordentlichen Ereignisses, besonders als nachmittags bekannt wurde, daß die Schule nicht abgehalten werden könne. Einen üblen Nachgeschmack

empfanden wir wohl erst, als wir tags darauf in der Schule wieder in strengere Zucht genommen wurden und einen kleinen Aufsatz über die „Überschwemmung“ schreiben sollten.

\*

Die alte Ausgemeinde hat sich schon längst in der Großstadt aufgelöst und sich mit ihr assimiliert, aber nicht, ohne manches von ihrer Eigenart beizubehalten. Alte Erinnerungen verknüpfen die Gegenwart mit der Vergangenheit und ihre Träger fühlen sich als Zürcher, doch daneben noch immer mit einem gewissen Eigen- und Selbstbewußtsein als Gottinger.

---